

## »Es ist sinnvoll, Architekten und Künstler zusammenzubringen ...«

Interview mit Staatsminister Julian Nida-Rümelin

*Helene Kleine:* Die »Initiative Baukultur« setzt auf Aufklärung und Förderung des öffentlichen Bewusstseins im Bereich der gebauten Umwelt. Welche Möglichkeiten sehen Sie, einen solchen Prozess auf den Weg zu bringen?

*Nida-Rümelin:* Es gibt einen Bedarf, eine größere öffentliche Aufmerksamkeit auf baukulturelle Fragen zu richten. Eine kommunalpolitische Erfahrung, die ich in München gemacht habe ist, dass immer dann, wenn es um ein konkretes Projekt in der Nachbarschaft und nicht nur um Pläne, sondern um ihre Konkretisierung geht, dass dann die Aufmerksamkeit sehr groß ist. Und dass die Anzahl der Fachleute immer größer wird, von Woche zu Woche, und am Ende ist dann – wie zum Beispiel bei der Münchener Staatskanzlei – das Entsetzen in der Öffentlichkeit entsprechend.

Es gibt ein hohes öffentliches Interesse, es wird nur in der Regel zu spät artikuliert, und es gibt neben diesem öffentlichen Interesse eine relativ schwach ausgeprägte Kompetenz in breiteren Teilen der Bevölkerung. Dies hängt auch damit zusammen, dass Fragen der Baukultur nicht Inhalt unserer Bildungseinrichtungen sind.

Darüber hinaus haben wir, wenn ich das recht sehe, in der Stadtentwicklung eine merkwürdige Situation: Es ist so, dass einzelne große Firmen als Bauherren durchaus dann, wenn sie es als Teil ihrer Corporate Identity sehen, großen Wert auf gute Architektur legen. Da gibt es Beispiele auch in Berlin. Der Potsdamer Platz ist nicht durch und durch schlecht.

Auf der anderen Seite haben wir einen immensen Kostendruck. Dies führt, insbesondere beim Wohnungsbau und beim Industriebau, bei Bauten also, die nicht den Aspekt der Repräsentation haben – offensichtlich zu fragwürdigen Lösungen. Parallel dazu gibt es das Problem, dass auf Grund der Standortkonkurrenz, der Konkurrenz von Industrie- oder Unternehmensansiedlungen, die freie Gestaltung der Stadtentwicklung weithin unter die Räder kommt. Und dass die Stadt bei großen Flächen, die es zu beplanen gilt, keine urbanistischen Prinzipien durchhalten kann, weil es in erster Linie darum geht,

Investoren zu finden, die ihre eigenen Vorstellungen haben. Im schlimmsten Fall gibt der Bauherr das Verfahren auch noch an Entwicklungsgesellschaften ab, die das Projekt dann sehr unter dem Aspekt der Kostenminimierung und der Verwertung realisieren. Und entsprechend sind dann die Lösungen von oft niedriger, schlechter urbaner Qualität.

*Helene Kleine:* Die Erfahrungen gibt es ja auch in den alten Industrieregionen, dass riesige Flächen über Generationen hinweg nicht in der öffentlichen Planung gewesen sind, weil sie unter Bergbaurecht fielen oder ähnliches. Sie sind Fremdkörper in der Stadtstruktur geworden und werden dann häufig in sehr schlechter Qualität wieder entwickelt. Wie kann man solche Prozesse über Kunst und Kultur verbessern?

*Nida-Rümelin:* Es ist zunächst mal eine Frage des Bewusstseins, aber auch zum Teil eine der Organisation. Ich will ein Beispiel nennen: Wir bekommen freie Flächen, beispielsweise durch den Abzug von Militär. Oft entstehen auf solchen Arealen neue Szenen, aus Kunst, kleinen Medienunternehmen und Ähnlichem. Rasche Überplanung beseitigt dann solche entstehenden neuen urbanen Strukturen, was zum Teil aus ökonomischen Gründen auch notwendig ist. Aber ich denke, auch die moderne Stadt mit hohem Verwertungsdruck muss solche Nischen erlauben. Nischen, die nicht bis auf den letzten Quadratmeter effizient vermarktet werden. Das heißt, auch Industrie- und Militärbranchen müssen in ihrem Potential gesehen werden. Die Perner-Insel bei Salzburg ist ein gelungenes Beispiel.

*Helene Kleine:* Davon gibt es ja auch in Deutschland eine Menge!

*Nida-Rümelin:* Die Völklinger Hütte im Saarland, der Zollverein-Komplex in Essen. Es ist ja auch kein Zufall, dass diese beiden zum Weltkulturerbe erklärt

*Gute Baukultur entsteht im ständigen Austausch zwischen Architektur und Kunst. Wie dieser Austausch von Seiten der Kulturpolitik angeregt und unterstützt werden kann, beschreibt Staatsminister Julian Nida-Rümelin.*

*Staatsminister Prof. Dr. Julian Nida-Rümelin ist Beauftragter der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien*



bzw. angemeldet wurden. Die Unesco legt zu Recht Wert darauf, dass auch das industrielle Erbe des 19. und 20. Jahrhunderts zum Kulturerbe der Welt gehört.

*Helene Kleine:* Ein weiteres Erbe der Industriekultur wurde am 21.09. gesprengt – die Kamine des Kraft-

Aus meiner Sicht geht das in den Schulen los. Es ist merkwürdig, dass ein Bereich, der so stark die Lebensqualität und alltägliche Lebensformen beeinflusst, dann noch dazu zwischen Kunst, Technik und Wirtschaft angesiedelt ist, nämlich die Baukultur, im Unterricht nicht vorkommt.

werkes Vockerode an der Elbe bei Dessau, am Rande des Wörlitzer Gartenreiches. Damit wurde ein Denk-Mal, das auf die Bedeutung dieser traditionsreichen Industrieregion im Dreieck Bitterfeld, Dessau, Wolfen verweist, geschleift.

*Nida-Rümelin:* Wir haben häufig eine sehr paradoxe

Situation: Bei Bauten, die unter Denkmalschutz gestellt werden, erschweren die oft sehr peniblen Maßstäbe eine kulturelle Nutzung, manchmal auch private Nutzung solcher Gebäude ungemein. Einerseits gefährden die hohen Maßstäbe das Weiterbestehen der kulturellen Substanz, andererseits gibt es eine Nonchalance, mit der man über solche Erbschaften hinweggeht. Das ist nicht ausbalanciert. Ich glaube, das hängt auch damit zusammen, dass wir einen schwachen urbanistischen Diskurs haben in Deutschland, der sich in Fachgremien konzentriert und nicht wirklich öffentlich ist.

*Helene Kleine:* Wobei, das macht die Situation nicht weniger paradox, es zum einen das rasche Abräumen gibt, und dann vergehen häufig Jahre, bevor die Brachen wieder gefüllt werden, weil der Baubedarf in dieser Größenordnung nicht mehr vorhanden ist. Stichwort »schrumpfende Städte«.

Gleichwohl gibt es ein hohes öffentliches Interesse am »Bauen«, an der Architektur. »Schaustelle

Berlin«, die Tage der offenen Tür bei den Neubauten erfreuen sich großer Beliebtheit. Die Internationale Bauausstellung Emscher Park hatte ebenfalls einen hohen Publikumszuspruch.

Also: Das Interesse ist da. Trotzdem fehlt die städtebauliche baukulturelle Debatte, die sich nicht nur am großen Event festmacht, sondern auch an den Fragen der Alltagskultur und -architektur, der Räume und Umgebungen, in denen sich die Menschen tagtäglich aufhalten. Wie kann man eine solche Diskussion im Rahmen der Initiative Baukultur fördern?

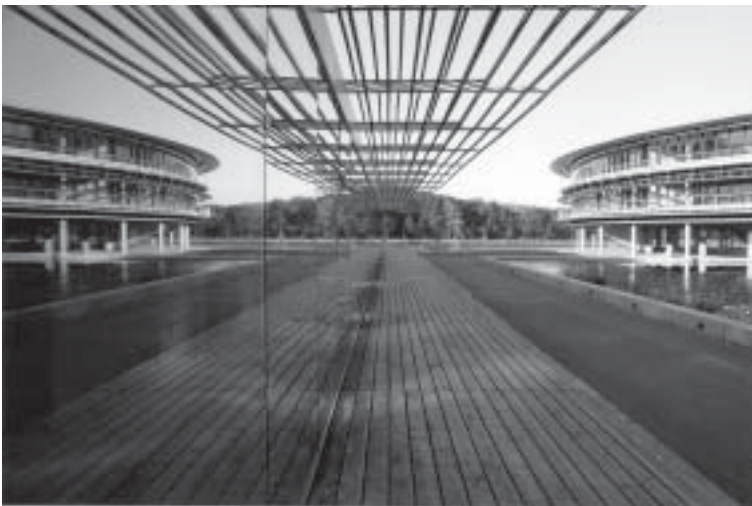
*Nida-Rümelin:* Aus meiner Sicht geht das in den Schulen los. Es ist merkwürdig, dass ein Bereich, der so stark die Lebensqualität und alltägliche Lebensformen beeinflusst, dann noch dazu zwischen Kunst, Technik und Wirtschaft angesiedelt ist, nämlich die Baukultur, im Unterricht nicht vorkommt. Nach den meisten Rahmenplänen der Länder wäre es möglich, das Thema aufzugreifen. Es wird aber kaum getan. Wir haben nicht die Tradition, dass dies Teil der normalen Bildung, der Allgemeinbildung wäre, und das wirkt sich natürlich aus.

Ein zweiter Aspekt ist die Frage, ob wir nicht zu stark im Ressort denken. Da überschreiten wir hier ja auch mit diesem Interview Ressortgrenzen, wobei die Initiative Baukultur vom Bundesbauministerium angeregt und von uns begleitet wird. Schon in der Kommune sind die Ressortgrenzen oft sehr scharf gezogen, ich habe da in München einige Erfahrungen gesammelt.

Eine Idee, die ich dort eingebracht habe, war, dass wir, Jahre bevor der erste Spatenstich erfolgt, eine Arbeitsgruppe aus Stadtplanungsreferat, Baureferat, Kulturreferat bilden sollen, wo von vorneherein ausgelotet wird, welche Stadtentwicklung nicht nur unter dem Gesichtspunkt der Umwelt- und Sozialverträglichkeit, sondern eben auch der Kulturverträglichkeit sinnvoll ist, ohne dies zu sehr zu formalisieren. Wie kann ein großes städtebauliches Projekt unter diesen Kriterien so aufs Gleis gesetzt werden, dass man nicht die kulturellen Verluste beklagen muss, die dann zu kompensieren sind.

Es gibt bei den Bürgern einen großen Bedarf nach kultureller Infrastruktur. Dann ist es oft so, dass Gebäude mit historischer Patina, die bestens dafür geeignet wären, erst mal abgerissen werden. Mit Neubauten wird schließlich eine kulturelle Infrastruktur neu geschaffen, aber eben ohne diese Aura und die historische Aussagekraft der alten Gebäude und Anlagen. Wobei mir auch wichtig ist, dass die Kompetenz von Künstlern, die ja normalerweise nicht in der Stadtverwaltung sitzen, einbezogen wird. Es gibt viele Künstler, die sich wirklich mit urbanistischen Fragen beschäftigen und unkonventionelle Vorschläge für die Lösung von städtebaulichen Problemen einbringen.

**Deutscher Architekturpreis 1997**  
Samuel-von-Pufendorf-Gymnasium in Flöha/Sachsen, Architekten Allmann, Sattler, Wappner, Foto: Ruhrgas AG



*Helene Kleine:* Sinnvoll ist zum Beispiel, bei Wettbewerben dazu aufzufordern, Architekten und Künstler zusammenzubringen – gleich im Bewerbungs- und Entwurfsverfahren. Das ist ein sehr konstruktiver Prozess, der das Ergebnis deutlich qualifiziert.

*Nida-Rümelin:* Die missliche Situation über viele Jahrzehnte war ja gewesen, dass die Kunst erst spät hinzutritt. Viele Künstler haben das auch lieber gehabt auf der Basis der Überlegung: »Jetzt muss ich erst mal wissen, was da überhaupt kommt und dann überlegen, was man machen kann.« Architekten hatten oft ein Interesse daran, dass die Kunst nicht stark in Erscheinung tritt. Der ideale Künstler aus der Sicht manches Architekten ist der, der monochrome Wandbemalungen vorschlägt. Das wird der Entwicklung der Kunst in den letzten zwei, drei Jahrzehnten nicht mehr gerecht. Vielleicht wäre es ein interessantes Experiment, das Verhältnis umzukehren: »Wir haben hier einen öffentlichen Bau im Auftrag der Kommune oder des Bundes und wir laden Künstler ein, sich einen Architekten zu suchen; und dann sollen sie sich zusammen bewerben.« Meist sind wir noch weit von einem sensiblen Verhältnis zwischen Architektur und Kunst entfernt. Gerade die Architekten, die sich selbst stärker als Baukünstler verstehen, haben oft ein Problem in der Zusammenarbeit mit Künstlern. Architekten, die mehr das Handwerklich-Technische in den Mittelpunkt rücken, sagen eher: »Na ja, soll der mal mitgestalten«.

Es gibt wenige Beispiele, wo das wirklich gelungen ist, zum Beispiel das Bürogebäude der Münchener Rück, zwischen Leopold- und Königstraße. Die haben das Gebäude fertiggestellt und dann aber den Künstlern Gänge und Verkehrsflächen überlassen. Da ist wunderbare Kunst entstanden, gerade aus dem Gedanken der Funktionalität heraus. Viele Künstler verstehen sich ja heute stärker funktional. Für sie ist die traditionelle Vorstellung der Autonomie der Kunst überholt.

*Helene Kleine:* Das gilt auch für künstlerische Lösungen im Außenbereich, z. B. Dani Karavan im »Garten der Erinnerung« im Duisburger Innenhafen.

*Nida-Rümelin:* Und die klassizistischen, sehr ästhetischen Formungen Daniel Burens. Interessant sind auch die Jüngeren wie zum Beispiel Carsten Nicolai, die eine zurückhaltende, »periphere« künstlerische Intervention praktizieren.



*Helene Kleine:* Das ist eine interessante Tendenz in der aktuellen Kunst: dass die jungen Künstler, die aus den tradierten Kunsträumen hinausgehen, auf das Transitorische, auf die Intervention und weniger auf das an die Person gebundene Werk setzen.

*Nida-Rümelin:* Aber das Selbstverständnis ist das einer politischen Aktion. Transitorisches ist jetzt für viele das Projekt. Man will nicht auf Dauer etwas formen, wenn nach wenigen Jahren die ganze kulturelle Situation sich verändert hat. Mein Vorschlag ist, als zweite Säule der Kunstförderung einen bestimmten Prozentsatz der Kosten bei Kunst im öffentlichen Raum in freie Projekte, und das sind dann überwiegend transitorische Projekte, und nicht in Dauerinstallationen zu investieren. Die Initiative Architektur und Baukultur hat dies ja aufgegriffen.

*Helene Kleine:* Bei der Verleihung des Taut-Preises für Diplomarbeiten in Architektur und Städtebau haben Sie den Aspekt der sozialen Verantwortung thematisiert.

*Nida-Rümelin:* Es gab ja in den Jahren nach '68 eine Phase, in der solche Themen größere Aufmerksamkeit hatten. Wir hatten eine Phase, in der auch Kulturpolitik ganz unter soziale Gesichtspunkte gestellt wurde: »Kul-

Mein Vorschlag ist, als zweite Säule der Kunstförderung einen bestimmten Prozentsatz der Kosten bei Kunst im öffentlichen Raum in freie Projekte, und das sind dann überwiegend transitorische Projekte, und nicht in Dauerinstallationen zu investieren.

#### Deutscher Architekturpreis 2001

Umbau des Festspielhauses Recklinghausen.  
Architekten Auer + Weber + Partner, Stuttgart  
Foto: Michael Rasche, Dortmund



Die Arbeit der Stiftung sollte darauf achten, dass da nicht der separate Bereich der Welt der Kunst im Mittelpunkt steht sondern eben die Verbindung, die die zeitgenössischen Künstler eingehen mit der Lebenswelt. Das Bauen ist da eine wesentliche Brücke.

tur für alle« und kulturelle Aufgaben im Hinblick auf ihre sozialen Zwecke usw. Mühselig genug hat sich dann in den 80er und 90er Jahren die Diskussion wieder auf den Eigenwert der künstlerischen Professionalität und der Kunst bezogen. Unterdessen hat sich innerhalb der Künstlerschaft eine Art Rückwendung zu »sozialen Plastiken« vollzogen.

*Helene Kleine:* Das kann man auch an der Biennale 2001 in Venedig festmachen, wo Szeemann sich um Künstler bemüht, die auf Interventionen setzen und eine hohe Sensibilität für den alltäglichen Zusammenhang haben.

*Nida-Rümelin:* Der deutsche Pavillon war ja ein

extremes Beispiel, das Haus Ur von Gregor Schneider, praktisch mit allen Merkwürdigkeiten zum Kunstwerk gemacht und definiert. Es ergibt sich ein merkwürdiger Effekt: Man kommt in diesen Bau und ist auf einmal in einem ganz normalen, schlecht gebauten Haus ohne jeden ästhetischen Gestaltungsanspruch. Die Atmosphäre ist beklemmend, geradezu unheimlich. Das ist ein schönes Beispiel für die Veränderung des Selbstverständnisses der Künstler. In diesem Fall macht der Künstler sogar seine eigene Lebenswelt – er lebt ja in diesen Räumen – zur Kunst. Und während der dominierende Diskurs nach wie vor als sorgfältig separierter Bereich auf der einen Seite die Art-World und auf der anderen Seite Fragen der Stadtentwicklung und der sozialen Situation der Stadt thematisiert, so sind die Künstler viel weiter.

*Helene Kleine:* Sie haben ja in Ihrer Initiative zur Nationalstiftung das Thema der Interdisziplinarität und der Innovation angesprochen ...

*Nida-Rümelin:* Ja, da haben wir uns vorgenommen, von vorn herein nicht diese säuberlichen Schubladen zugrunde zu legen, sondern das ein wenig zu mischen – modisch ausgedrückt ein interdisziplinärer Ansatz – und dabei auch Baukultur einzubeziehen. Die Arbeit der Stiftung sollte darauf achten, dass da nicht der separate Bereich der Welt der Kunst im Mittelpunkt steht sondern eben die Verbindung, die die zeitgenössischen Künstler eingehen mit der Lebenswelt. Das Bauen ist da eine wesentliche Brücke.

*Helene Kleine:* Welche konkreten Möglichkeiten des Zusammengehens mit der Initiative Baukultur sehen Sie? Vorgesehen ist, auch die Initiative als Stiftung zu verfassen, bei der sich die private Bauwirtschaft und die Verbände ebenfalls engagieren. Welche Brücken zwischen der Nationalstiftung und der Stiftung Baukultur sehen Sie? Gibt es da gemeinsame Vorhaben, gemeinsame Projekte?

*Nida-Rümelin:* Die Stiftung muss erst einmal gegründet sein. Dann werden sich Verbindungen leicht herstellen lassen.

*Helene Kleine:* Noch mal zur Meinungsbildung: In der Debatte um die Baukultur taucht immer wieder die Überlegung auf, mehr Architekturmuseen, mehr Architekturzentren etc. einzurichten, um die öffentliche Meinungsbildung zu fördern. Stichwort: Schinkelsche Bauakademie. Halten Sie das für eine vernünftige Idee? Ist es nicht sinnvoller zu sagen, man sollte dies stärker in die bereits bestehenden Museen, Galerien, Kunstzentren integrieren?

*Nida-Rümelin:* Was wir brauchen, ist eine größere öffentliche Sensibilität. Ich meine, das kann sowohl



durch Architekturmuseen gefördert werden, als auch durch Museen zur Geschichte, zum Beispiel durch das Haus der Geschichte in Bonn, wo zur Geschichte der Bundesrepublik auch ein Strang Geschichte des Bauens gesellt wird. Ich würde das nicht gegeneinander ausspielen. Natürlich ist es wünschenswert, wenn in jedem Fall der größere Zusammenhang zwischen Bauen und dem kulturellen Umfeld deutlicher wird. Das kann sowohl in Architekturmuseen geleistet werden wie im allgemeinen Kunst- und Kulturbereich.

*Helene Kleine:* Ein weiteres Stichwort: Das Feuilleton als ein Instrument der öffentlichen Auseinandersetzung konzentriert stark auf die herausragenden, besonderen Bauten, wie das Bundeskanzleramt, das Jüdische Museum, den Reichstag oder etwa den Wiederaufbau des Schlosses in Berlin. Mich interessiert: Wie kann man auch das Feuilleton dazu animieren, sich stärker auf die Gestaltung der Alltagswelt zu beziehen?

*Nida-Rümelin:* Wir haben jetzt diese Initiative Architektur und Baukultur, wo es genau darum geht, die öffentliche Aufmerksamkeit darauf zu lenken. Es gab im Gefolge der '68er Jahre eine Phase, in der solche Themen größere Aufmerksamkeit hatten und auch in die Feuilletons ausstrahlten. Unterdessen wird die Debatte wieder stärker unter ästhetischen Gesichtspunkten des einzelnen größeren Bauwerks geführt, wie z. B. das Jüdische Museum und das Bundeskanzleramt, aber nicht so sehr unter dem Aspekt der Gestaltung der Lebenswelt. Manche Gebäude sind ja faszinierend, wie der Libeskind-Bau, aber auch viele andere Museumsbauten. Was mich daran stört, ist, dass diese enge Verbindung von Funktionalität und Form aufgelöst wird in solchen eher dekonstruktiven Bauten.

*Helene Kleine:* Ich will das Stichwort »Funktionalität« aufgreifen und ein weiteres Thema anschneiden: Bauingenieurkunst. Eine Anregung im Kontext der Initiative Baukultur ist, die ICE-Strecken entlang des Rheines, einer der großen Kulturlandschaften, kulturell künstlerisch zu akzentuieren. Dies könnte eine viel größere Strahlkraft entwickeln, als die kulturelle Akzentuierung singulärer Bauten.

*Nida-Rümelin:* Ja, das kann ich mir vorstellen, z. B. bei den Brückenbauten. Ich glaube, dass Brücken Kunstwerke sind. Ob da die ICE-Strecken geeignet sind, weiß ich nicht. Gerade die Technik hat, oft ganz unbeabsichtigt, ihre eigene Ästhetik. Wenn diese Ästhetik unter funktionalen Gesichtspunkten berücksichtigt wird, dann sind das auch die besten Lösungen. Also nicht so, dass die Kunst hinzu tritt, sondern



ein Teil einer optimalen, auch technisch guten Lösung ist.

*Helene Kleine:* Welches ist Ihr Lieblingsgebäude?

*Nida-Rümelin:* In Berlin gefällt mir der Komplex der skandinavischen Botschaften sehr gut. Dann Mario Botta in Minden, ein Bau, zu dessen Einweihung ich als Redner eingeladen war. Botta ist da antizyklisch, das Gebäude hat nicht die Stahl-Glas-Durchsichtigkeit, sondern eine wirklich klare Trennung zwischen außen und innen, stabile Außenmauern, es wirkt ein bisschen schroff, aber es hat eine unglaubliche Qualität des Innenraums, ca. 300 Leute haben da ihre Arbeitsplätze in mehreren Stockwerken, die übereinandergeschoben sind. Das hat eine solche Licht- und Raumqualität, dass man sich das auch als Konzertraum vorstellen kann.

*Helene Kleine:* Also ein Beispiel für Baukulturarbeitsplätze, funktionale Gebäude, die die Qualität eines Konzerthauses haben – vielen Dank für das Gespräch!

**Deutscher  
LandschaftsAr-  
chitektur-Preis  
2001**

Würdigung  
Friedhofserweiterung  
München  
Riem  
Landschaftsarchitekten  
Iohrer + hochrein,  
Waldkraiburg  
Fotos Michael  
Heinrich,  
München